



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nach dem Befreiungskampfe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine solche Wichtigkeit beigelegt wird, ist es lediglich auf den überraschenden Schein abgesehen, mit dem die Malerei das Aeußere der Dinge auf die Leinwand wirft, und dann nimmt es mit der wahren Kunst, der Welt des idealen und erfüllten Scheins, ein rasches Ende. Ob daher Piloty und seine Schule, wie jeder derartige Realismus eine Zukunft haben, ist mehr als zweifelhaft. Sie haben mitgeholfen, uns von der älteren conventionellen Kunstweise zu befreien, indem sie alles Gewicht auf die Erscheinung legten; aber indem sie in dieser nichts sahen, als die materielle Hülle der Dinge, haben sie die Malerei zum bloßen Abdruck der Natur und zur Sache der Geschicklichkeit herabgesetzt. Eine solche Richtung kann, wenn die Kunst bestehen soll, nur Durchgangspunkt sein. Auch ist nun eine Anzahl namhafter Talente aufgetreten, die ebensoviele zu dieser wie wiederum zu jener älteren Kunst im Gegensatz stehen. Diese legen ebenfalls auf die malerische Erscheinung das größte, ja das einzige Gewicht, aber sie sehen in dieser zugleich den Ausdruck innern Lebens und einer seelenvollen Stimmung. Von ihnen, die berufen scheinen, in der Malerei der Gegenwart eine Rolle zu spielen, im nächsten Artikel.

Nach dem Befreiungskampfe.

Aus Schwaben 28. Oct.

Neun volle Tage brauchte es, bis die Kunde von dem Sieg bei Leipzig in das Herz des Schwabenlands gelangte. Am 25. October kam zuerst aus französischen Quellen die Nachricht von „mehrern blutigen Gefechten, die vom 14. bis 19. in der Gegend von Leipzig sich ereignet haben“. Der Kaiser, hieß es weiter, habe den Feind vollständig geschlagen und befinde sich bei außerordentlich guter Gesundheit. Erst zwei Tage später erfuhr man durch ein Extrablatt der baireuther Zeitung, daß die Schlacht mit dem vollständigsten Sieg der Verbündeten und der Flucht Napoleons geendet habe. Aber keine Aeußerung der Freude durfte diese Meldung in den Zeitungen begleiten. Es war schon viel, daß man neben dem französischen Schlachtbericht auch den der Verbündeten „im Wesentlichen“ abdrucken durfte. Noch lastete ein eiserner Druck auf den Gemüthern; selbst über die nächsten die eigene Heimath betreffenden Dinge dauerte die Ungewißheit fort. Keine Silbe durfte über die Haltung des Generals

Normann veröffentlicht werden. Erst durch die kriegsrechtlichen Urtheile, welche erfolgten, erfuhr man den Uebertritt der Würtemberger. Die Regimenter wurden aufgelöst, den Offizieren die Ordenszeichen abgefordert, und als die Garde nach Stuttgart zurückkehrte, mußte sie vor der Stadt, von den Pferden steigen und zu Fuß durch das ludwigsburger Thor einziehen. Noch veröffentlichten die Zeitungen Steckbriefe wegen „niederträchtiger Entfernung vom Regiment und Uebertritts zum Feind“, und Executionen, die in contumaciam in den Garnisonen vorgenommen wurden. Selbst das königliche Manifest, das am 14. November erschien, änderte wenigstens an der äußeren Pbystognomie wenig. Es war in schwunglosen, kühlen Worten abgefaßt und meldete dem „biedern Würtemberger“ einfach, daß Seine Majestät sich Ihrer aus der Rheinbundacte entstandenen Verpflichtungen vollkommen entledigt betrachten und am 2. Nov. einen Allianztractat mit sämmtlichen kaiserl. und königl. verbündeten Höfen abgeschlossen haben. Vom gemeinsamen Vaterlande und seiner Zukunft, von dem Recht der Völker und dem Kampf für die Befreiung, der nunmehr zu Ende zu führen war, enthielt es kein Wort. Der kriegerische Aufschwung und seine Zwecke waren dem Freund Napoleons ein Greuel; selbst seiner Verpflichtung, ein Contingent zu den verbündeten Heeren zu stellen, kam er in höchst lässiger Weise nach. Freiwilligencorps durften keine errichtet werden, noch weniger durfte ein Würtemberger in fremde Corps eintreten. Wer kampflustig sich freiwillig meldete, durfte sicher sein, in Regimenter gesteckt zu werden, die zu Hause in Garnison blieben. Mit gutem Gewissen konnte König Friedrich noch im December an Napoleon schreiben, daß er nur gezwungen dem Bunde gegen ihn beigetreten sei und der Zeit entgegen sehe, wo er sich wieder zu seinen Fahnen werde sammeln können.

Gleichwohl war auch in Schwaben die Schlacht bei Leipzig schnell als der Wendepunkt der vaterländischen Geschichte empfunden worden. Durfte man seinen Gefühlen auch nicht öffentlich Luft machen, so ward doch Alles von begeisterter Hoffnung erfüllt, und die patriotische Gesinnung schärfte sich unter dem Druck, den mehr noch als die Fremdherrschaft, das despotische Regiment des Landesfürsten übte. Sehnsüchtig schlugen die Herzen dem deutsch und volksthümlich gesinnten Kronprinzen entgegen, der, unähnlich seinem Vater, mit diesem in offenkundigem Zerwürfniß lebte. Bald durfte man vom heiligen Rettungstreit nicht mehr bloß „träumen“, wie Uhland in einem gefelligen Liede im Sommer 1813 gesungen hatte. Jetzt entstanden seine Lieder, die anstatt von Lenz und Liebe, von Krieg und Freiheit sangen und den verbündeten Heeren das „Vorwärts“ zuriefen. Und doch standen diese Gefänge nicht auf der vollen Höhe der Begeisterung, die damals auch in Schwaben wenigstens einzelne Kreise ergriffen hatte.

Wenn selbst einem Uhland die Befreiung des Vaterlands im Sommer 1813

noch ein Traum war, so ist uns nun umgekehrt jene Zeit unglaublichen Drucks ein Traum geworden. Das Erwachen brachte die leipziger Schlacht, und wohl durften auch wir mit demselben Recht wie überall ihr Gedächtniß als ein Freudenfest feiern. Fürchten Sie keine Beschreibung der Festaufzüge, der Reden, der Freudenfeuer, die auf jeder Höhe unserer mannigfaltigen Hügelandschaft in der Nacht des 18. Octobers emporloderten. Es war wie anderwärts, und eben darin bestand das Herrliche der Feier, daß sie allerwärts in gleicher Weise und, wie wir sagen dürfen, in gleichem Geiste begangen wurde. War auch die Erinnerung eben für die Rheinbundstaaten keine ganz reine, so verschwand doch dieser trübe Fleck Angesichts der allgemeinen Bedeutung des Festes. Wurde doch nirgends bei uns eine Stimme laut, welche mit Rücksicht auf die Veteranen oder etwa gar in undeutsch-particularistischer Gesinnung von der Feier abmahnt hätte. Die Veteranen selbst, die überdies nicht bloß die Kriege gegen Deutschland, sondern auch die Züge von 1814 und 1815 mitgemacht hatten, freuten sich des Tags; leider ergriffen sie nur an einzelnen Orten diese Veranlassung, sich ihrer Helenamedaillen für immer zu entledigen. Sofern jene Erinnerung aber gleichwohl wie ein Stachel nachwirkte, diente sie nur dazu, der Bethuerung vaterländischen Sinnes um so schärfere Worte zu leihen. Rücksichtslose Wahrheit wurde nach allen Seiten geübt, keine Vertuschung oder Bemäntelung versucht. Nirgends vielleicht sind in diesen Tagen über das Königthum von Napoleons Gnaden und die Schmach rheinbündlerischer Gesinnung und That so scharfe Worte selbst in den Gotteshäusern gefallen als in der schwäbischen Hauptstadt. Nur durch das Aussprechen der vollen rückhaltlosen Wahrheit durften wir eintreten in die Reihe der übrigen feiernden Stämme. Es war damit eine Art von Sühne gegeben, freilich nur in Worten, denen einst die Thaten entsprechen mögen. Daß alle Schuld getilgt und kein Grund mehr zur Buße sei, wurde vielleicht da und dort etwas allzu bestimmt und selbstgerecht ausgesprochen. Aber wenn einer unsrer Redner meinte, was der Vater gefehlt, habe der Sohn gesühnt, als er unsre Truppen zum Kampf gegen Frankreich führte, und noch mehr, als er, der einzige König in Deutschland, die Reichsverfassung mit dem Erbkaisertum der Hohenzollern anerkannte, so hat er damit allerdings die empfindlichste Saite berührt nicht bloß für den Regenten, sondern auch für das Volk. In der Frage der Unterordnung unter das Ganze muß sich allerdings bewähren, was in den Bethuerungen des festlichen Augenblicks Wahrheit und nachhaltiger Entschluß gewesen ist. Jene kurze Episode, herbeigeführt durch Zwang und nicht durch die reinsten Triebfedern erzielt, würde sich weder für die eine, noch für die andere Seite zu einem unverlierbaren Titel eignen, unter dem man nur die anderen Stämme für das Misslingen des Werks verantwortlich machen dürfte. Hoffen wir, daß auch in dieser Beziehung, in der Erkenntniß der nothwendigen Unterordnung der Einzelnen,

wenn das Ganze gedeihen soll, die Feier der Befreiung wieder einen Fortschritt bezeichne. Es war eine glückliche Fügung, daß gerade im jetzigen Moment allerwärts, auch im Süden die Erinnerung an dasjenige wieder wach gerufen wurde, was das preußische Volk für die gemeinsame Sache gethan hat. Die Zeitungen, welche die damalige Geschichte ihren Lesern wieder erzählten, die Redner, welche an die Thatfachen der Befreiungsjahre erinnerten, haben es auch bei uns wieder einmal laut anerkennen müssen, daß die beste Arbeit damals vom preußischen Volk gethan worden ist. Und aus dem Munde solcher, die keiner preußischen Gesinnung verdächtig sind, haben wir eben dies als einen wesentlichen Segen dieser Feier preisen hören. So hatte sie, auch wo sie in der Vereinzelnung der Gemeinden begangen wurde, in sich selbst ein unwillkürlich zur Versöhnung und Einigkeit treibendes Moment. Das Gedächtniß der Vergangenheit wurde zum Mahnruf für die Zukunft. Insbesondere darf auch dies als ein erfreuliches Zeichen hervorgehoben werden, daß nicht, wie man nach dem Kriegslärm vor vier Jahren vermuthen konnte, der Schwerpunkt der Feier in eine ohnmächtige Phrasologie gegen den „übermüthigen Korsen“ und „die von der Seine her drohenden Gefahren“ gelegt wurde. Zuweilen, auf dem Lande zumal, schlichen sich auch solche Reminiscenzen in die Festreden ein, aber es war die Ausnahme. Allgemein wurde dem Bewußtsein Ausdruck gegeben, daß das Fest ebensosehr eine der inneren Zukunft des eigenen Volks, als eine der Vergangenheit zugewendete Seite habe, daß es gelte, die Wiedergeburt deutscher Nation zu vollenden, zu der in den denkwürdigen Octobertagen der Grund gelegt worden, und daß, wofern überhaupt ein Gefühl des Zornes in der Feier Platz greifen konnte, dasselbe weniger dem vor 50 Jahren besiegten Feind, als denen galt, welche das deutsche Volk um die Früchte des Siegs betrogen hatten.

Ihr äußeres Symbol fand die allgemeine Stimmung in dem schwarz-roth-goldnen Farbenschmuck, mit dem die Städte insbesondere wie überdeckt waren. Es wäre interessant, die Geschichte dieser Farben zu schreiben, für Schwaben wäre sie doppelt interessant. Da in den Zeiten des Reichs Schwaben die Reichssturmfahne hatte, so war allmählig Schwarz-roth-gold zur Farbe der würtembergischen Herzoge geworden. Noch zu König Friedrichs Zeiten flatterte die dreifarbigte Fahne vom stuttgarter oder vom ludwigsburger Schlosse, wenn der Monarch daselbst verweilte. Erst König Wilhelm reducirte die Farben seines Hauses auf Schwarz und Roth. Leider erinnerte gerade das Octoberfest besonders empfindlich an diese Umwandlung. Es war von hoher Seite angeordnet worden, die königlichen Gebäude mit Schwarz-Roth zu decoriren, und die Minister beeilten sich, ergänzend zu beschließen, daß auch sämtliche Staatsgebäude am 18. October die Farben der Landesouveränität tragen sollten. Es war dies um so auffallender, als bei uns seit geraumer Zeit die deutschen Farben keineswegs mehr so verpönt waren als in andern deutschen Ländern

und man sich noch recht gut erinnerte, daß vor wenigen Wochen aus Anlaß einer Eisenbahneröffnung zum nicht geringen Reid unserer östlichen Nachbarn Bahnhöfe und andere Staatsgebäude lustig in den deutschen Farben prangten. Uebertriebener Beamteneifer verstand dann jene Anordnung in der Pragis dahin, daß nur die schwarzrothe Farbe auch z. B. an Staatswohnungen sich blicken lassen dürfe, eine Beschränkung, die zu unangenehmen Scenen und Conflicten führte, für welche die Minister selbst jede Verantwortung um so bereitwilliger ablehnten, als die Beleidigung sehr conservative Beamte getroffen hatte. Auch sonst hatte übrigens die Feier von oben herab zwar keine Hemmnisse, aber auch keine Förderung gefunden. Es war dem Militär jede Theilnahme untersagt; im Hoftheater sollte ursprünglich Wilhelm Tell aufgeführt werden, aber auch diese Aufmerksamkeit wurde, wie man sagt um Demonstrationen zu verhüten, wieder rückgängig gemacht. Natürlich trugen diese Vorgänge nicht dazu bei, der Feier einen loyaleren Charakter zu geben.

Besonders erfreulich war es noch, daß die schwäbischen Städte, die größeren wenigstens, die Betheiligung am leipziger Hauptfest für ihre Pflicht erkannten. Von dieser Theilnahme an der Centralfeier fiel gleichsam erst die rechte Beleuchtung auf die einzelnen Localfeste. An Vorwänden, sich auf die letzteren zu beschränken, hätte es freilich nach den Vorgängen in andern Provinzen nicht gefehlt. Auch schien zuerst wirklich wenig Geneigtheit vorhanden, den Städtetag zu beschicken. Aber wenn man anfänglich schwankend war, so halfen gerade die Denunciationen, die zum Theil von Leipzig selbst ausgingen, die Verdächtigungen, welche gewisse Leute auch bei diesem Anlaß sich nicht versagen konnten, über alle Bedenken hinweg. Waren sie darauf berechnet, die Süddeutschen abzuschrecken, so haben sie gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt, wenigstens Baden und Schwaben haben sich dadurch nicht irre machen lassen. Im Uebrigen ist es besser, über die traurigen Symptome, welche selbst bei dieser Gelegenheit zu Tage traten, die Empfindlichkeiten, welche sich mit wenig Takt hervordrängten, schweigend hinwegzugehen. Das Gelingen des Nationalfestes ist die beste Antwort auf die ruhmlosen Versuche, es zu verkümmern. Im Grunde sind auch jene Erfahrungen nur ein Beweis für die Unnatürlichkeit unsrer politischen Zustände. Das Geschlecht der leipziger Schlacht hat die Rettung der deutschen Nation vollbracht, die Aufgabe der Gegenwart ist es, den deutschen Staat zu finden. Hat das Fest der Befreiung diesen Gedanken gekräftigt, ist es als ein weiteres Moment in der auf jenes Ziel gerichteten Entwicklung zu verzeichnen, so ist es nicht vergeblich gefeiert worden.